

Jauchzet, frohlocket, auf, preiset die Tage, rühmet, was heute der Höchste getan! Lasset das Zagen, verbannet die Klage, Stimmet voll jauchzen und Frohlichkeit an! Dient dem Höchsten mit herrlichen Chören, Laßt uns den Namen des Herrschers verehren!



Geniale Schöpfung: Autograf der ersten Seite des ersten Teils des Weihnachtsoratoriums von Johann Sebastian Bach (BWV 248) aus dem Jahr 1734. Zu finden in der Musikabteilung der Staatsbibliothek Berlin.

Zum Frommwerden schön

Für das Weihnachtsoratorium ringen jährlich Tausende Sänger um Wohlklang und Präzision eines jeden Tones. Allein in Berlin erklingt die Musik in dieser Saison mehr als fünfzig Mal – von Laien und Profis, Christen und Atheisten, puristisch gesungen und als Revue mit tanzenden Engeln. Eine kulturoptimistische Eloge

VON BIRGIT WALTER

Dass Vokale derart scheußlich klingen können! Solche schmutzigen Bääähs und Iiihs, wie von Pein gesteuert, hat mir lange keiner entgegengeschleudert. Kinder bläken so, wenn sie sich ekeln, oder unzufriedene Schafe. Und unser Chorleiter. Er ahmt Töne nach, die er gerade von seinem Chor gehört haben will. „Ähehä-ähähä, ähähä, ähähähäh!“, schnaubt er bräsig, wo es doch um anschwelld helle, erregt wohlklingende Eh-e-e-re für Gott gehen soll. Die Schriftsprache eignet sich wenig zur Veranschaulichung von Tönen, doch sei dem Leser versichert, dass dieser Chor niemals so scheußlich tönt, wie sein Leiter behauptet. Vielleicht auch nicht so vollkommen wie der Chef, wenn er dann seine eigenen Töne zur Orientierung hinterherschickt, so leicht, so schlank, so schwebend und trotzdem voll. Aber wir haben uns bemüht. Nur leidet bei all dem Streben, die Töne in ihren irrwitzigen Tempi und Höhen zu treffen und mit den Textsilben zu koordinieren, gelegentlich die vollendete vokale Modulation.

Norbert Ochmann, Leiter des Berliner Laienchores Studiosi Cantandi, hört das natürlich. Er unterbricht

dann und bringt mit seinen rabiaten Lautmalereien die bis zu 160 Sänger zum Lachen. Danach klingt der Chor plötzlich wieder. In diesem Jahr studiert er Bachs Weihnachtsoratorium ein und zwar komplett bis zur letzten Note, Teil I bis VI, drei Stunden Musik. Bevor die Laien das beherrschen, lässt Norbert Ochmann die Übungen gefühlt anderthalb Millionen Mal wiederholen. Ein halbes Jahr lang, jeden Montag drei Stunden nach der Arbeit. Ein intensives Chorwochenende, lange Haupt-, General- und Anspielproben vor den Konzerten noch mal extra. 180 000 Töne hat das Stück angeblich, eine unglaubliche Ackerei. Jedenfalls für den, der es zum ersten Mal singt. So wie ich, erst seit ein paar Monaten dabei.

Zu Bachs Zeiten gaben die Thomaner die sechs Kantaten über die Geburt Jesu an sechs Abenden in der Weihnachtszeit, zwischen dem 25. Dezember und Epiphaniastag am 6. Januar. Heute wählen Chöre meist einige Teile aus, gern die schönsten. Studiosi Cantandi dagegen geht aufs Ganze, singt alle sechs. Warum beschränkt der Chor sich nicht auf ein handliches Konzert mit den

üblichen neunzig Minuten wie die meisten anderen auch? Eben deshalb, weil das die anderen machen.

Die anderen sind viele, sehr viele: Allein in Berlin – das Umland nicht mitgezählt – erklingt das Weihnachtsoratorium dieses Jahr häufiger als fünfzig Mal, überwiegend in Kirchen zwischen Steglitz und Lichtenberg, Marzahn und Friedenau, meist nur an je einem Abend, selbstverständlich live und Note für Note einstudiert. Erstaunlich in einer Zeit mit stetig sinkenden Zahlen von Kirchenmitgliedern. Bemerkenswert aber auch für ein 280 Jahre altes Barockstück, das 1734/35 angeblich nur eine einzige Aufführung erlebte und dann sofort ungnädig in die Vergessenheit stürzte. 1857 endlich wiederentdeckt, war es dann auch noch hochmütigem Kritikerschmähs ausgesetzt, weil viele Teile des Oratoriums als Parodie, also als „wiederverwendet“ enttarnt wurden. Das grandiose „Jauchzet, frohlocket“ etwa hatte Bach zuvor bereits für den Text „Tönet, ihr Pauken, erschallet Trompeten!“ zum Geburtstag der sächsischen Kurfürstin Maria Josepha komponiert. Wie vernünftig, Kantor Bach!, möchte man ihm nachträglich zurufen.

Dass Ihr bei Eurer Arbeit wenigstens eine Spur Effizienz walten ließe, wenn eine geniale Schöpfung wie diese schon nicht jedes Jahr landauf, landab dankbar wiederkehrte.

Na, das holen wir heute alles nach. Im vergangenen Jahrhundert ist das Weihnachtsoratorium in den Pop-Olymp aufgestiegen, zum populärsten, ja, volkstümlichsten Werk des Meisters überhaupt. Es gibt deutschlandweit keine Konzertstatistik, aber Werke von Johann Sebastian Bach müssen weit vorn liegen – kaum ein klassischer Musiker, der dem Komponisten nicht verfallen wäre. Das Weihnachtsoratorium zeitigt längst ewige Unzerstörbarkeit und ist keinesfalls „abgedroschen“, wie ein ansonsten hoch geschätzter Rezensent in der letzten Saison ätzte, nur weil er in Berlin keine repräsentative Aufführung fand. Dabei sähen es auch die absoluten Spitzenkräfte des Rundfunkchors Berlin am liebsten jedes Jahr in ihrem Programm. Aber als Avantgarde sind die professionellen Sänger nun mal zuständig für alles,

Fortsetzung auf Seite 2

IM HEFT

Mit dem Virus
Immer mehr Menschen in Deutschland leben mit HIV. Aber sie leben.

KOPF & ZAHL SEITE 3

Mit historischem Interesse
Der Autor Volker Kutscher über seine Berlin-Krimis der besonderen Art

GESPRÄCH SEITEN 4/5

Mit Liebe zum Detail
Alexander von Humboldt war nicht nur Forscher, sondern auch Zeichner

WISSEN & FORSCHEN SEITEN 6/7

Mit Brust und Keule
Ente oder Gans? Ente, sagen Sterne-Köche. Schmeckt nach mehr und immer

ESSEN & TRINKEN SEITE 8

Mit Kondition
Der neueste Trend in den Fitnessstudios von New York: Soul Cycle. Puh!

DRINNEN & DRAUSSEN SEITE 9

Mit Gebäck und Generer
Einblicke in den Büroalltag: Der 2. Band von J. J. Voskuils monumentalem Werk

LESEN & HÖREN SEITE 10

Mit dem Zoom
Was ist Globale Kunstgeschichte? Monica Juneja erklärt ihr Forschungsgebiet

GESTERN & HEUTE SEITE 11

Mit dem Rucksack
Es ist wieder so weit: Tausende Backpacker brechen auf. Tipps für die Reise

LEBEN & LASSEN SEITE 12

Fortsetzung von Seite 1

auch das Neue, Seltene und Vergessene, nicht nur für göttliche Selbstläufer wie das Weihnachtsoratorium. Das hatten sie zuletzt 2011 im Programm.

Es entsteht ja trotzdem kein Mangel, schon gar nicht in diesem Jahr, in dem sich auch eine sehr fremde Kunstform des Weihnachtsoratoriums bemächtigt: die Revue. Das Genre steht zwar vorsichtshalber nicht auf dem Plakat mit dem schwebenden Engel-Knaben unter der Kuppel, das die Vorstellungen im Berliner Dom ankündigt. Doch nachdem John Neumeier das Werk in Hamburg schon als Ballett herausbrachte, scheint es jetzt offenbar reif für die Revue zu sein. Jedenfalls nennt der Produzent und Regisseur Christoph Hagel seine Dom-Inszenierung ganz unverblümt so. Es gibt mindestens 24 Aufführungen, einen regen Vorverkauf, aber auch besorgte Nachfragen vonseiten der evangelischen Kirche. Was, Herrgott nochmal, geht dort vor in ihrem Dom? Voriges Jahr war ja für Hagels szenische Fassung der Johannes-Passion viel Sand in dem Haus angehäuft worden, der trotz des Einsatzes von Spezialstaubsaugern noch lange danach unter den Schuhen der Besucher knirschte. Das wollten die Hausherrn nicht so gern noch einmal. Was aber bringt nun die Modernisierung des Oratoriums? Als Revue?

Nun, Christoph Hagel ist kein Stücke-Zertrümmerer, im Gegenteil. Der Dirigent und Pianist, großer Mozart- und Bachliebhaber, inszeniert in der Stadt seit Jahren Stücke, die Publikum und Kritik gleichermaßen goutieren. Er brachte die „Zauberflöte“ in die U-Bahn, „Orpheus und Eurydike“ ins Bode-Museum und sensationelle Breakdancer mit „Flying Bach“ in die ganze Welt. Wer sich traut, in einer Stadt mit drei hoch subventionierten Opernhäusern klassisches Musiktheater ohne einen öffentlichen Cent zu zeigen, muss nicht nur etwas von Musik und Regie verstehen, sondern vor allem vom Publikum. Und wer 24 Mal in Folge den Dom füllen will, wird sich nicht allein auf Bach verlassen.

Schon vor Wochen war in den Proben zu erleben, wohin Hagels Pop-Aktualisierung der heiligen Weihnachtsgeschichte steuert: Wenn in Bachs letzter Kantate die „stolzen Feinde schnauben“, schwenken die Tänzer des Fernsehballetts und die zarten Schüler der Staatlichen Ballettschule dazu übermütig bunte Einkaufs-Tüten. Der Feind, das ist bei Hagel nicht mehr Herodes, der mit dem Kindermord von Bethlehem vor allem den eben geborenen neuen Herrscher ausschalten will, der Feind ist der Konsumterror zum Fest. Den erstaunlichen Groove und Rhythmus mit dem vorherrschenden Dreiertakt, den Bachs Musik über weite Strecken in den Chorälen freisetzt, nehmen bei ihm verschiedene Choreografen mit diversen Tanzstilen auf. Ansonsten beruft sich Hagel mit seiner Inszenierung einfach auf Weihnachten: „Bei Bach geht es um Freude und Wohlgefallen, bei mir auch! Ein Kind wird geboren, eins, das in der Geschichte eine gewisse Rolle spielen soll, Musik in D-Dur begleitet es! Die Geschichte verträgt heute auch eine Spur Ironie, wobei es mir nicht um Grundsatzzweifel oder Kapitalismuskritik geht – der Weihnachtsfriede löst am Ende auch hier die Konflikte auf.“

Hagel legt Wert darauf, dass sich sein Stück nicht nur an Christen richtet, an die Musik- oder Tanzszene, sondern „an alle, an die ganze Stadt“. Seine Unternehmung, für die je zwei Dutzend Sänger, Tänzer und Musiker verpflichtet sind, ein insgesamt 80-köpfiges Team, braucht Zuschauer. Dazu hat er den Berliner Dom mit 1 600 Plätzen gemietet. Schon der allein bietet dem Weihnachtsoratorium einen imposanten Rahmen.

Es geht auch anders, ganz anders. Das indessen berühmte Leipziger WG-Konzert von 2012, für das sich Studenten zum Singen und Musizieren in den Räumen einer Wohngemeinschaft verabredeten und ohne jede Probe einfach loslegten mit dem Jauchzen, mit dem Pauken und Trompeten, entwickelt über weite Strecken einen so fröhlich zapackenden Charme, dass es Zuschauern die Tränen in die Augen treibt. Das schreiben sie jedenfalls in Kommentaren zu dem Youtube-Video. In der Wohnung stehen die wohl 80 Sänger und Musiker in tuchfühligem Enge beieinander, die Ellenbogen der Streicher verteidigen ihre Spiel-Räume. Nach der ersten Kantate wird aufgetanzt, geblättert, geschwätzt, gelacht und Bier verteilt. Dann weiter: Die Fenster schwitzen, die Geigerinnen glühen, der Dirigent auf dem Tisch formt stimmlos den Text mit. Als Die Zeit das Video kurz nach der Veröffentlichung aufspürt und hingerissen eine Ode an die neue deutsche Hausmusik druckt, legt sich so etwas wie Kultstatus über diese Auf-

führung des Weihnachtsoratoriums. Derzeit zählt der knapp einstündige Film 167 000 Aufrufe und Kommentare aus aller Welt. Auf der Plattform verabreden sich immer noch Nachahmer, gerade wieder für Mitte Dezember in Aachen.

Was für einen Sog dieser Bach bis heute entwickelt! Und natürlich erscheint auch bei so berühmten Stücken das selbst Gesungene um ein Vielfaches erhebender als eine klinglich noch so überlegene Platten-Einspielung. Nach dreihundertfacher Hören ringt man auch den gefürchteten endlosen Koloraturen der Choräle Unwiderstehlichkeit ab. Wie überhaupt das Stück erst beim Singen seine eigentlichen Raffinesse und Überraschungen offenbart, hinreißende Übergänge und vorher unerkannten Melodienreichtum, der nachhaltig in den Gehörgängen rumort.

Ernüchternd stellt sich allein die Frage: Wieso singen und spielen diese WG-Enthusiasten einfach drauflos, wenn auch gelegentlich wackelig, während die Studiosi Cantandi ein halbes Jahr lang proben bis zum Abwinken?

Damit kein Missverständnis entsteht: Die an-

Erfolg hat. Wenn nicht, bleibt er auf den Schulden sitzen. Kam alles schon vor. Die Ernst-Senff-Chor-Mitglieder singen zwar professionell, müssen aber mehrheitlich daneben einem Brotberuf nachgehen. Deutschland ist nicht nur überreich an engagierten Laien, sondern auch an professionellen Sängern und Musikern.

Laienchöre zahlen sowieso für ihr Vergnügen selbst. Dabei stellt ein Konzert durchaus eine ernste ökonomische Größe dar: das Mieten der Kirche, das Engagieren des Orchesters und der Gesangssolisten – alles kostet Geld. Und der Erfolg hängt sehr von der Popularität des Stücks ab. Überhaupt artet bei den Laien regelmäßig alles gründlich in Arbeit aus: Flyer entwerfen, Plakate drucken, Werbung anschieben, Karten verkaufen, Website betreiben, Finanzen überwachen, Chorreisen organisieren und bei der Essen-Order die Vegetarier nicht vergessen. Zu jeder Probe in einem Gymnasium 400 Stühle rücken und elektronische Orgeln schleppen – das alles gehört zur Vereinsarbeit, erledigt ausschließlich von Individualisten.

Jedenfalls bei Studiosi Cantandi ist das so. Seine Mitglieder zwischen 20 und 67 Jahren sind Studenten,

Chor Klick macht und irgendwann auch in einem Drei-Stunden-Werk die Einsätze stimmen. Er sagt: „Töne einstudieren kann jeder. Ein guter Chorleiter muss die Leute motivieren. Muss sich vor der Probe überlegen, wie bekomme ich sie dazu, das zu machen, was ich will. Wie verlieren sie ihre Laune nicht? Ich weiß ja vorher nie, wie sie drauf sind.“

Offenbar findet er das aber zügig heraus. Bach soll als Kantor mit seiner Perücke nach den Thomanern geworfen haben, wenn die Knaben nicht so wollten wie er. Ochmann springt während seiner unfassbaren Konzentrationsmarathons vom Klavierhocker hoch, stampft gebeugt über den Boden, formt mit dem Körper die gleichmäßig gestampften erdschweren Töne nach, die er gerade gehört haben will, und ruft: „Hier singen Engel, keine Waldschrate!“ Und wenn recht albern vom lieb Herjesulein die Rede ist oder „Wo, wo, wo, wo, wo?“ nach dem neu geborenen König der Juden gefahndet wird, verlangt er: „Herrgott, Ihr versteht nicht, was da gerade passiert. Ein Kind ist geboren! Die Welt ist gerettet! Die Weisen platzen fast vor Neugier und gehen auf die Suche! Ihr müsst das nicht glauben, aber überzeugend singen! Mit Leidenschaft bitte, Spannung, Leichtigkeit!“ An der Schwerelosigkeit der Töne arbeiten wir hart. Öffnen das Zwerchfell, werfen die Töne und halten sie nicht dauernd fest, stechen sie an, lassen sie locker, damit sie fliegen.

Klingen soll es. Den Ehrgeiz besonderer Aufführungen erlauben sich nicht nur Profi-Chöre, die sich weltweit behaupten müssen, auch Laien. Früher, heißt es unter Choristen, habe sich Norbert Ochmann an den stetigen Fortschritten seines Chores erfreut, heute will er mehr. Das ganze Weihnachtsoratorium, nicht nur das halbe.

Zuletzt ordnete er die Auflösung der Stimmböcke an: Sopran, Alt, Tenor und Bass stehen ab jetzt nicht mehr in festen Gruppen zusammen, sondern durcheinander. Ochmann sagt: „Die Leute singen anders, wenn sie aus so einem Sicherheitsdenken raus sind. Sie übernehmen Verantwortung für die andere Stimme mit, erfassen das Stück besser.“

Na klar, wirkt das Durcheinander disziplinierend, vor allem aber ist es schrecklich. Der Bass neben mir misst wohl zwei Meter Größe, sein Stimmvolumen verhält sich adäquat. Wenn er es herauslässt, ist von mir kaum mehr ein Laut zu hören, mein Rhythmus löst sich unversehens in Nichts auf, wo war der nächste Einsatz? Ich will zurück zu meinen Altstimmen. Darf nicht. Muss mehr üben. Mault sonst keiner? Nein.

Beim gemeinsamen Chorwochenende sitzen um Mitternacht drei gesetzelte Herren beim Bier und streiten schlüssig und mit absurder Faktenfülle über die frühen linguistischen Einflüsse auf den Koran. Sie machen den Eindruck, als würden sie überall mitreden können und wollen. Wollen sie? Was das neue Stimmgruppenpendurcheinander betrifft? Oder die Stückauswahl im Chor? Um Gottes Willen, nein! Bloß keine basisdemokratischen Mätzchen, nicht mit ihnen. Sie erwarten klare Ansage und Führung von dem, der etwas davon versteht. Punkt.

Wunderbar archaisch geht es zu in so einem Chor. Dabei hat es auch etwas Unwirkliches, dass in unserer durchökonomisierten Zeit 160 berufstätige Menschen ein halbes Jahr lang ein Stück einstudieren, um es dann höchstens vier Mal zu singen. Warum? Woher der seit fast einem Jahrzehnt kaum abebbende Chor-Zulauf? Chorsingen ist eine Begeisterungsmaschine, eine Gegenbewegung zum einsamen Computerdasein, sagt Simon Halsey vom Rundfunkchor, Weltstar unter den Chordirigenten, der die großen Mitsingkonzerte in der Philharmonie einführte. Norbert Ochmann erinnert an das sehr ursprüngliche, im Unterbewusstsein angelegte Bedürfnis des Singens – die menschliche Stimme, die berührt einfach immer. Und wenn sie wie in diesem genialen Bach'schen Werk den Höchsten anbetet, wenn sie sich ihren Weg aus dem Inneren nach außen verschafft und mit all den anderen Stimmen auf denselben Ton trifft – dann kann das schon reine Glückseligkeit freisetzen. Dann wirkt die Musik wie vom Himmel gefallen, zum Frommwerden schön.

Man muss nur noch zuhören. In diesem Jahr wird das Weihnachtsoratorium in Berlin so vielfältig aufgeführt wie nie. Es gibt das Werk von 100 Kindern gesungen, mit alten Instrumenten gespielt, als Benefizveranstaltung zugunsten der Kältehilfe und als Mitsingkonzert der Sing-Akademie zu Berlin. Man kann es wie oben beschrieben als Revue mit Tanz erleben oder puristisch in schöner Vollständigkeit vom größten Berliner Laienchor – vorbereitet mit hemmungsloser Sorgfalt und garantiert ohne einen scheußlichen Vokal.



Frohe Massenbewegung: In Berlin gibt es schätzungsweise 2 000 Chöre mit 60 000 Sängern, bundesweit wird die Zahl der Laienmusiker und Chorsänger mit sieben Millionen angegeben. Hier ist der größte Berliner Laienchor Studiosi Cantandi während eines Auftritts zu sehen.

deren haben auch geübt bis zum Abwinken, nur eben zeitversetzt, in ihrer Kindheit schon. Sonst wären sie keine vom Blatt singenden Musikstudenten geworden. Auch der semiprofessionelle Ernst-Senff-Chor, der Hagels Weihnachtsoratorium im Dom begleitet, setzte für die Einstudierung des Werkes gerade mal 7,5 Stunden an. Die bittere Wahrheit ist – 7,5 Stunden übertraf unser Verein schon an einem Tag der Chorreise.

Wir sind eben Laien, ein Begriff mit immer noch despektierlichem Beigeschmack, doch wir zählen nach Millionen. In Berlin gibt es schätzungsweise 2 000 Chöre mit 60 000 Sängern, bundesweit wird die Zahl der Laienmusiker und Chorsänger mit sieben Millionen angegeben, die reinste Massenbewegung. Ohne die qualifizierten Laien würde das Konzertleben in Deutschland zusammenbrechen, konstatiert der Deutsche Musikrat und beklagt fehlende öffentliche Wertschätzung für deren Beitrag zum Musikleben: Das ist mehr als Freizeitspaß, das gehört in den meisten Fällen zur Pflege des kulturellen Erbes, zum Bewahren sehr alter Kulturtechniken. Natürlich findet das Ergebnis in keinem Feuilleton Widerhall und läuft überdies vollkommen jenseits öffentlicher Fördermittel. Christoph Hagel zahlt Steuern, wenn seine Dom-Inszenierung

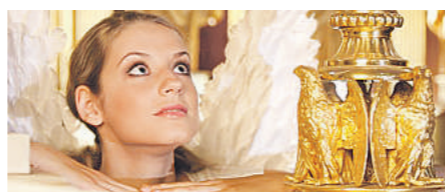
Physiotherapeuten, Architekten, Lehrer, Ärzte, Anwälte, mehrheitlich weiblich. Disparater geht es nicht, offener auch nicht. Denn hier wird jeder integriert, der es will: der entschlossene sängerische Anfänger mit mäßigen Notenkenntnissen und der sichere Tenor mit langjährigem Kirchenchorhintergrund, vernehmlieche Stütze seiner Stimmgruppe. Und alle gemeinsam hören ergeben auf ein einziges Kommando, das des Chorleiters Norbert Ochmann, 47, Dirigent, Pianist, Tonmeister, früher Regensburger Domspatz. Er hat den kurz nach der Wende gegründeten Chor 1995 übernommen und dann nach seinem Bilde geformt. Alle Erfolge auf dem Weg zum größten Berliner Laienchor, die jährlich bis zu drei Konzerte, das Repertoire aus der großen Chorliteratur oder selbst Entdecktes, das ganze beachtliche Niveau – nahezu alles wird dankbar ihm zugeschrieben. Er stellt im Singen eine Einheit aus all den Individualisten her. Wie macht er das? Was ist ein guter Chorleiter?

Ochmann sagt nicht, dass man dazu ein von Kind an gestählter musikalischer Universallehrter sein muss, der im Grunde jede der 180 000 Noten dieses Oratoriums im Kopf hat. Dass man jederzeit jeden Takt in jeder Stimm-

Zum Hören und Sehen – das Weihnachtsoratorium in Berlin

Studiosi Cantandi, Tonkollektiv HTW und Junge Philharmonie Kreuzberg
6. 12. um 20 Uhr in der Emmauskirche;
7. 12. um 16 und 19.30 Uhr in der Gethsemanekirche; 13. 12. um 19.30 Uhr in der Hochschule für Technik und Wirtschaft, Audimax; Karten@studiosi-cantandi.de
Telefon: 030-21 99 72 96.

Weihnachtsoratorium – Szenische Aufführungen im Berliner Dom mit den Berliner Synchronikern, dem Ernst-Senff-Chor und dem Fernsehballlet. Inszenierung und musikalische Leitung: Christoph Hagel
3. 12. 2014 bis 3. 1. 2015
weihnachtsoratorium-im-dom.de
Telefon: 01805-39 53 00; Ticketonline.de



Engel – unverzichtbar auch in der Revue

100 Kinder singen Bach! Weihnachtsoratorium
30. 11. um 19 Uhr in der Philharmonie, Kammermusiksaal.
berlinbaroque.de

Benefizkonzert zur Kältehilfe
30. 11. um 15 Uhr in der Philharmonie.
berliner-stadtmission.de

Mitsingkonzert der Sing-Akademie
9. 12. um 19 Uhr in der Villa Elisabeth.

Berliner Singakademie
Weihnachtsoratorium I, IV-VI
18. 12. um 20 Uhr im Konzerthaus.

Termine in Kirchen www.musikinkirchen.de